

Aufschlüsse über eine fremde Gesellschaft geben. Auch wenn Frau- und Mannsein in der Darstellung nicht immer als die zentralen Kategorien erscheinen, so werden die gesellschaftlichen Machtverhältnisse an keiner Stelle verschleiert oder negiert. Im Gegenteil, Andrea Griesebner nimmt eine genaue Archäologie derselben vor.

Ulrike Gleixner, Berlin

Susan Ware, *Letter to the World. Seven Women Who Shaped the American Century.* Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1998, xxiv + 344 S., div. Abb., \$ 17,95, ISBN 0-674-52545-0.

Susan Wares „*Letter to the World. Seven Women Who Shaped the American Century*“ ist eine Kollektivbiografie von sieben amerikanischen Frauen des frühen 20. Jahrhunderts. Der Autorin geht es dabei weniger um die detaillierte Schilderung ihrer Lebensläufe, vielmehr stehen die Haltungen in feministischen Fragen der Zeit und ihre Bedeutung für die Frauenemanzipation im Zentrum des Interesses. Keine von ihnen ist eine der Protagonistinnen des Feminismus, aber alle sieben sind, meist bis zum heutigen Tag, ‚berühmte‘ Persönlichkeiten, die – so Wares These – für neue weibliche Tätigkeitsfelder und Selbstbilder stehen. Für die Autorin zeigen das private Leben und die mediale Repräsentation der Politikerin Eleanor Roosevelt, der Journalistin Dorothy Thompson, der Anthropologin Margaret Mead, der Filmschauspielerin Katharine Hepburn, der Spitzensportlerin Mildred Didrikson-Zaharias, der Tänzerin Martha Graham und der Sängerin Marian Anderson, wie nach den ersten Erfolgen der Frauenbewegung in der Öffentlichkeit stehende Frauen die neuen weiblichen Spielräume zu nutzen und zu erweitern wussten und Vorbildwirkung entfalten konnten.

Susan Ware konzentriert ihre Darstellung auf das, was die genannten Frauen berühmt machte und auf deren Umgang mit der eigenen Ausnahmestellung, die von einigen stärker, von anderen weniger deutlich als weibliche Errungenschaft wahrgenommen wurde. Im Mittelpunkt des Interesses steht also die Überschreitung vorgegebener oder imaginer weiblicher Grenzen. Barrieren anderer Art, die sich den sieben Frauen auf ihrem Weg zu Ruhm – und Selbstverwirklichung – entgegengestellt haben mögen, spielen hingegen eine geringere Rolle. Vor allem Klassenschranken, die in der amerikanischen Gesellschaft vielleicht stärker als in Europa verwischt sind, aber nichtsdestoweniger existier(t)en, bleiben außer Betracht. Die meisten der von Susan Ware ausgewählten Frauen stammten aus (bildungs-)bürgerlichem und/oder wohlhabendem Milieu und blieben darin verankert. Dennoch wäre auch in diesen Fällen nicht nur zu fragen, was der Schritt ins Rampenlicht für Frauen allgemein, sondern auch was er für wohlsituierte Frauen bedeutete. Von Ware nicht weiter diskutierte Hinweise darauf gibt etwa die „Rücksicht“, die Eleanor Roosevelt zu dessen Lebzeiten auf ihren Mann nahm (38). Weniger komfortabel war die Ausgangssituation für die Afroamerikanerin Marian Anderson und für Mildred Didrikson-Zaharias, die Tochter norwegischer Immigranten. Während Ware aber das Spannungsverhältnis zwischen Rasse und Geschlecht noch sieht, bleibt die soziale Differenz ganz außerhalb ihres Blickwinkels.

„Since my interest was focused on the way that individual women achieved their stature as popular icons,“ schreibt sie in der Begründung für die Auswahl ihrer sieben Frauen, „my sample was by necessity limited to those who had been successful in vaulting themselves into such national consciousness. Marian Anderson was the rare case of a black performer who found fame, wealth, and celebrity comparable to that of a white woman, but always with the difference of race lurking just below the surface.“ (xvii) Marian Anderson, weltbekannte Sängerin und die erste Afroamerikanerin, die 1955 an der Metropolitan Opera in New York auftreten durfte, kann die ihrer Rasse (und Klasse) in der US-amerikanischen Gesellschaft gesetzten Schranken in Wares Interpretation durch vornehme Zurückhaltung überwinden. Und die Bekehrung zur ‚Damenhaftigkeit‘ ist es nach Ansicht der Autorin offenbar auch, die Mildred Didrikson-Zaharias nachhaltig Berühmtheit sicherte – Ware betitelt das entsprechende Kapitel „From Tomboy to Lady“ („Vom Wildfang zur Dame“).

Gerade im Hinblick auf die These, die dargestellten Frauen hätten durch ihr Beispiel weibliche Spielräume erweitert, gibt diese Interpretation der Karriere zweier ‚Aufsteigerinnen‘ doch zu denken. Denn ‚Damenhaftigkeit‘ scheint der Rezensentin weniger eine ‚höhere Form‘ von Weiblichkeit als vielmehr Ausdruck bürgerlicher Standards zu sein. Schon eine andere, ebenso denkbare Auswahl der Protagonistinnen, etwa Josephine Bakers anstelle Marian Andersons, hätte das Bild verschoben. Betrachtet man Mildred Didrikson-Zaharias nicht – wie das Ware implizit tut – vom Höhepunkt ihrer Karriere als Golfspielerin aus, sondern chronologisch entlang ihres Lebensweges, so liegt eine Interpretation des sozialen Aufstiegs viel näher als die einer weiblichen Emanzipation.¹ Die Sportlerin war das sechste von sieben Kindern eines aus Norwegen nach Texas ausgewanderten Ehepaars.² Ihr Vater, ursprünglich Seemann, verdiente sein Geld mit Gelegenheitsjobs in der Ölstadt Beaumont, die Mutter wusch die Wäsche anderer Leute, um das Familieneinkommen aufzubessern. In Texas – nur selten das Ziel skandinavischer Einwanderer in die USA – lebte die norwegische Familie zudem ethnisch isoliert. Ihre Kinder wuchsen zu einem Gutteil auf der Straße auf, und Sport war unter diesen Umständen – für Frauen wie für Männer – eine der ganz wenigen Möglichkeiten, gesellschaftliche Anerkennung zu erreichen.³ Didriksons sportliche Karriere begann dementsprechend auch in der Basketballmannschaft einer Firma in Dallas, in der sie als Schreibkraft beschäftigt war. Sie setzte sich in der Leichtathletik fort – mit zwei Goldmedaillen bei den Olympischen Spielen 1932 in Los Angeles im

1 Ware stützt sich im Kapitel über Didrikson-Zaharias stark auf Susan E. Cayleff, *Babe Didrikson. The Greatest All-Sport Athlete of All Time*, Berkeley, Cal. 1995. Diese Biografie betont ebenfalls den frauenemanzipatorischen Aspekt, geht aber stärker auf das Motiv des sozialen Aufstiegs ein.

2 An einer Stelle schreibt Ware, dass im Gegensatz zu anderen amerikanischen Sportlern die norwegischen Wurzeln im Falle Didriksons erstaunlich wenig Beachtung gefunden hätten (172). Das scheint sich allerdings geändert zu haben, denn auf einer Website (<http://www.mnc.net/norway/>) figuriert sie als „Great Norwegian“.

3 Vgl. auch die Aussage eines Schulkameraden Mildred ‚Babe‘ Didriksons, die Ware zitiert (Hervorhebungen von der Verfasserin): „I knew that winning in sports was the only way I’d ever be recognized. Babe and I were both from poor families. ... Sports was a way of getting to be equal, and I think that’s what carried Babe through and made her work so hard. ... *There was no other way to get ahead except sports.*“ (172)

Speerwurf und im Hürdenlauf –, um dann in eine veritable Krise zu geraten. In den folgenden Jahren musste sich Mildred Didrikson beispielsweise in Varietéshows oder als exotische Ergänzung eines sonst aus Männern bestehenden Baseballteams durchschlagen. Was sie wollte und brauchte, war Geld, und „[g]olf eventually provided the answer“, schreibt Ware selbst (170). Der Preis dafür, diese elitäre, aber gleichzeitig eine der wenigen auch für Frauen lukrative Sportart ausüben zu können, war allerdings eine Anpassung an recht bornierte, vorgegebene weibliche Spielräume, „a transformation ... from brash tomboy to more conventional woman, complete with lipstick, a permanent wave and a husband/promoter named George Zaharias“ (170).

Susan Ware, Autorin und Herausgeberin mehrerer Werke zur Geschichte amerikanischer Frauen, hat mit „Letter to the World“ ein blendend geschriebenes Buch vorgelegt, das mit seinen weithin bekannten ‚positiven Heldinnen‘ auch das Interesse eines breiteren Publikums erwecken könnte. Gleichzeitig erregt die literarische Finesse der Autorin gelegentlich Bedenken. Warum es ausgerechnet sieben Frauen sein mussten, die das „amerikanische Jahrhundert“ mitgestalteten, wird nicht erläutert, doch ist bekannt, dass Gruppen genau dieser Größe Männermythen bilden. Da Ware offenbar Sinn für die Kinematographie hat – ihr Einleitungskapitel heißt „Casting Call for the American Century“ –, sei nur an den Film „The Magnificent Seven“ („Die glorreichen Sieben“, 1960) erinnert, an den Ende der 1990er Jahre eine erfolgreiche, gleichnamige Fernsehserie anknüpfte. Der Haupttitel des Buches „Letter to the World“ verdankt sich einer gleichnamigen Choreografie Martha Grahams aus dem Jahre 1940, die selbst allerdings nur knapp und ohne Hinweis darauf, warum sie als Motto des ganzen Buches gelten könne, erwähnt wird (227, 230f). Thema dieser Choreografie ist, wie Ware an zwei Stellen (xv, 230) ebenfalls nur ganz kurz feststellt, das Leben Emily Dickinsons. Gerade deren Biografie ist jedoch nicht unbedingt ein gutes Beispiel für auf die Öffentlichkeit gerichtetes weibliches Selbstbewusstsein. Dickinsons Gedicht „This is my Letter to the World“, Titelgeber von Grahams Komposition, ist Beleg dafür:⁴

This is my letter to the world,
That never wrote to me, –
The simple News that Nature told,
With tender majesty.

Her message is committed
To hands I cannot see;
For love of her, sweet countrymen,
Judge tenderly of me!

Margarete Grandner, Wien

⁴ Emily Dickinson, Poems. First & Second Series, hg. von Mabel Loomis Todd u. T[homas] W[entworth] Higginson, Cleveland, Ohio 1948, unpaginierter Vorblatt der Poems. First Series. Vgl. auch Jane Donahue Eberwein Hg., An Emily Dickinson Encyclopedia, Westport, Conn./London 1998, besonders 62f und 285.